Bemerkungen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **1 (1959)**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Bemerkungen

Zum Bau von Schwebebahnen und Kunsteisanlagen

Neben der Projektierung und Erstellung von Kraftwerken, dem beschleunigten Ausbau des bündnerischen Straßennetzes mag die Errichtung von Schwebebahnen und von Kunsteisbahnen von lokaler Bedeutung sein und das Interesse der Öffentlichkeit nicht annähernd so wecken, wie es die großen Bauvorhaben derzeit tun. Trotzdem wollen wir im Bündner Jahrbuch zur Erstellung von Schwebebahnen und Kunsteisbahnen einige Gedanken grundsätzlicher Art zur Geltung bringen. Vorerst mag es nicht ohne weiteres verständlich sein, daß zwei ganz verschiedene Projekte — Schwebebahnen und Kunsteisbahnen — gleichsam unter einen Hut gebracht und beleuchtet werden sollen, nicht miteinander, aber nacheinander. Berührungspunkte und Interessengemeinschaften bestehen immerhin, wenn wir daran denken, daß Sport, Hotellerie, Verkehr und Handel in beiden Fällen ein Wörtlein mitzureden haben. Ja, es muß wohl unsere Sorge sein, daß neben diesen so mächtigen Interessenten andere Faktoren nicht völlig außer acht gelassen werden. Denken wir beispielsweise an die Gestaltung, Veränderung oder Beeinträchtigung des Landschaftsbildes. Schwebebahnen gleiten wohl hoch über den Köpfen der bergsteigenden Wanderer dahin, aber Tal-, Mittel- und Endstationen sind an die Erde gebunden, Masten und Träger in der Erde verankert und das Kabelwerk als feste Einrichtung jederzeit und oft auf große Distanz sichtbar. Werden dann noch die Gipfelstationen durch Restaurationsbetriebe oder gar Hotelbauten erweitert, so kann sich eben das Bild eines Berggipfels verändern und gelegentlich so, daß es einem stillen Wanderer weh tut. So hat sich der Arosa-Weißhorngipfel einen Aufbau und Ausputz gefallen lassen müssen, der wirklich nicht schön ist und gar nicht in den Kranz der sonst so wundervollen Aroser Berggipfel paßt. Wir wissen wohl, daß heutzutage für die Erstellung von Schwebe- und Bergbahnen die voraussichtliche Rendite, das Interesse von Hotellerie und Sportorganisationen zählen, aber es ist doch zu wünschen, daß dabei die ideellen Faktoren, wie Schonung des Landschaftsbildes, Ästhetik und Heimatschutz nicht völlig außer Betracht fallen. Es sollte Maß gehalten werden, schon was die Zahl der Schwebebahnen anbetrifft, auch wenn die voraussichtliche Rendite rechnerisch gegeben ist. Es ist durchaus möglich, daß einmal eine Zeit kommt, wo man sich dieses mühelosen Transportmittels gar nicht mehr so freut, daß man sich wieder mehr dem eigenen Fußwerk anvertraut, und zwar zum höchst persönlichen Wohl. Eine Überzahl bestehender Schwebebahnen könnte vielleicht so überflüssig und unverständlich beurteilt werden, wie es heute geschlossenen Hotelbauten an schweizerischen Bergpässen geschieht. Pfarrer Dr. B. Hartmann hat einmal als besonderes Charakteristikum unserer Zeit die Maßlosigkeit bezeichnet, gewiß nicht zu Unrecht. Es ist zu wünschen, daß diese Zuschreibung nicht auch für die Erstellung von Schwebebahnen Geltung erhält. Daß sie ein bewundernswertes technisches Werk und eine prachtvolle Einrichtung sind, auch dem Alten, Kranken oder Invaliden eine Bergfahrt zu ermöglichen, mit einer grandiosen Aussicht ein Erlebnis von größter Eindrücklichkeit und Erhabenheit schenken, wollen wir dabei gerne anerkennen.

Aktuell ist in Graubünden — in Chur und Davos vorerst — in der letzten Zeit auch die Erstellung von Kunsteisbahnen geworden. Wer die Qualität und die Dauer der Churer Winter seit vielen Jahren in Erinnerung hat, kann verstehen, daß sich der Wunsch erhebt, dem Eislaufsport, vor allem auch dem Eishockeyspiel, eine etwas solidere und wetterhärtere Stätte zu verschaffen, als es der Föhn in der Regel um die Winter-Ferientage zu tun pflegt. Ob man in Davos mit seiner weltbekannten Eisbahn vor allem auch aus «klimatischen Gründen» an eine Kunsteisbahn denkt, ist dem Schreibenden nicht bekannt. Es wird vor allem darum gehen, die Eislaufsaison früher zu beginnen und länger halten zu können. Das sind, wie in Chur, vor allem Motive sportlicher Art, die ohne Zweifel ihre Berechtigung haben. Wer nun aber auch die Besonderheiten und Werte der bisherigen Eislaufstätten in Chur und Davos kennt, wer weiß, in welchem Maße und zu welch bescheidenem Eintrittspreise z. B. auf der Churer Quader das Eislaufen inmitten der Stadt, vor einem der städtischen Schulhäuser, zu jeder Tageszeit, noch nach Feierabend, wirklich jedermann möglich ist, möchte diese Wintersportgegebenheit nun wirklich durch eine Kunsteisbahn nicht ersetzt, sondern höchstens erweitert sehen. Auch die Davoser Eisbahn besitzt ihre ganz besondere Eigenart und Schönheit, die auch mit der Kunsteisbahn nicht aufgegeben werden sollte. Es muß doch wohl in diesen Dingen, auch im heutigen, dem Zweck und Interesse so deutlich verfallenen Sportgeschehen doch noch Aspekte geben, die nicht zu errechnen, aber mit Herz und Gemüt zu wägen, zu spüren sind. Daß dies geschehe, wo immer man in Graubünden an das Projekt einer Kunsteisbahn herantritt, ist unser großer Wunsch.

Christian Metz, Chur

Ein bündnerisches Kultur-Institut?

Unter diesem Titel publizierte das «Bündner Tagblatt» in der Nummer vom 16. Juni 1958 die Einsendung eines «Grisonensis». Wir betrachten diese Stimme als wertvoll genug, um sie in unseren Spalten aufzunehmen, da sie ein Anliegen zum Gegenstand hat, das das «Bündner Jahrbuch» verfolgen möchte. Nachfolgend der Wortlaut der Einsendung. Die Red.

«Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb's, um es zu besitzen!» Es ist schon so: immer wieder muß man staunen über das Phänomen Graubünden, wo sich Geographie, Sprache und Geschichte in so vielfältiger Art darbieten. Heute wird der Sonderfall Graubünden mehr in wirtschaftlicher Hinsicht gefaßt. Selbstverständlich ist der angestrebte Wohlstand für unseren Bergkanton sehr zu begrüßen, doch hat leider Beseitigung des wirtschaftlichen Sonderfalles auch die kulturell-sprachliche Nivellierung zur Folge, und es besteht immer mehr die Gefahr, daß Graubünden zum x-beliebigen Deutschschweizerkanton wird. Gegen diese Tendenz soll sich der Grischun mit aller Kraft wehren, um sein Wesen zu wahren, sein Wesen, das so schön, interessant und mannigfach ist wie seine Berge.

Als einziger Kanton der Schweiz hat Neuchâtel zur Wahrung und Erhaltung des kantonalen Kulturgutes, der kantonalen geistigen Eigenart ein Kultur-Institut gegründet. Um wieviel notwendiger wäre eine solche Einrichtung in Graubünden! Aber es sei gleich gesagt: Dieses Kultur-Direktorium würde freiwillig und unentgeltlich sein. Es müßte Männer umfassen, die hohe Bildung mit guter Geschichtserkenntnis, Aufgeschlossenheit mit Tradition, bündnerische Hartnäckigkeit mit um so notwendigerer Konzilianz verbinden. Geistig würde diese Kulturwahrungsstelle gespiesen von den Hauptverzweigungen der drei Sprachen Deutsch, Romanisch, Italienisch, die dadurch auf der höheren Ebene der kantonalbündnerischen Kultur zusammengeführt würden zur gegenseitigen Befruchtung und Anregung. Als weitere Speisequellen kommen die geschichtlichen Institutionen (Verein, Museen) des Kantons, der Kunst (Verein und Museen), die höheren Lehranstalten, auf der naturwissenschaftlichen Seite die Großunternehmungen, die Elektrizitätsgewinnung, das naturwissenschaftliche Museum, der Plantahof usw. dazu. Daß der bündnerische Tourismus ein Interesse an einer solchen Kultur-Akademie hätte, liegt auf der Hand, und gerade der Tourismus könnte dadurch vor unbündnerischen Entgleisungen bewahrt werden. Daß der Staat sein Kultur-Komitee nur fördern und unterstützen könnte, liegt in seinem eigenen Interesse. Als Organ würde das Bündner Monatsblatt dienen, das seinen prosaischen Namen eventuell etwas ändern dürfte. Selbstverständlich würden auch die zwei Landeskirchen, reformierte und katholische Kirche, kurzum die Religion als Hauptträger der Kultur, in diesem Gremium eine große Rolle spielen, aber fernab aller interkonfessionellen Polemik. Für die äußere und innere Organisation kann nicht genug betont werden: Je weniger Bürokratismus und Zentralismus, je freiwilliger und vergeistigter, um so besser. Auch hier gilt: der Geist weht, wo er will. Wenn der Funke des Geistes, wenn die Idee einer bündnerischen Kulturwahrung einige Kräfte und Geister ergriffen hat, werden sich die rechten Männer finden, werden in fruchtbaren «borromäischen» Abenden die großen Struktur-Komponenten einer bündnerischen Kulturpolitik aufgestellt werden, wird dem einbrechenden Materialismus und der alles überflutenden wirtschaftlichen Nivellierungswelle zum Trotz die Fahne des Geistes aufgezogen werden. Dieses Kulturgremium könnte nicht anders als befruchtend wirken auf das geistige Leben des Kantons, auf die Studierenden unserer Mittelschulen, auf Lehrer und Geistliche, auf Staatsbeamte und Unternehmer. Nicht ein enger bündnerischer Nationalismus dürfte das Ziel sein, sondern die Wahrung und Entdeckung bewährten altbündnerischen Geistesgutes, Förderung der Dorfkultur, kurzum die Entdekkung von allem, was man in der bündnerischen Intelligenzia unter dem Begriff «Pro Rätia» etwa zusammenfaßt. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß alle bestehenden Vereinigungen, sei es für Fremdenverkehr oder für Heimindustrie, sei es die Organisation Pro Rätia oder die geschichtsforschende Gesellschaft, vom bündnerischen Kultur-Institut keineswegs verdrängt oder konkurrenziert würden. Nur ein bißchen mehr Konvergenz der schon bestehenden geistigen Linien zur Vertiefung gegen bloße touristische Kulturwerbung, nur etwas mehr geistig-christlicher Damm gegen die Verflachung, nur etwas mehr Wesensbesinnung auf das providentielle Phänomen Graubünden, Bewahrung unserer herrlichen Eigenarten vom Puschlav bis Rueras: das wäre die Aufgabe und Mission der kantonalbündnerischen Kultur-Akademie.

Und Deutsch-Bünden?

Mit Freude und Dankbarkeit hat auch Deutsch-Bünden den jüngsten Beschluß der Bundesversammlung vernommen, wonach der eidgenössische Beitrag an die Lia Rumantscha von bisher 40 000 auf jährlich 100 000 Franken erhöht wird. Der Große Rat seinerseits dürfte im Zeitpunkt, da die vorstehenden Zeilen in die Öffentlichkeit treten, ebenfalls bereits schon über eine namhafte Erhöhung der bisherigen kantonalen Leistung an die romanische Dachorganisation beschlossen haben. Die wertvollen Bestrebungen der Lia Rumantscha um die Erhaltung der romanischen Sprache erfahren damit einen erneuten Auftrieb.

Es ist Romanisch-Bünden gelungen, sich für die Wahrung seines gefährdeten Sprach- und Kulturgutes kraftvoll zu sammeln, klaffende Sprach- und sonstige Gräben zu überbrücken, eine

Einheitsfront zu errichten und für seine Bestrebungen die weitgehende öffentliche Unterstützung, die zugleich Anerkennung bedeutet, zu gewinnen.

Ob und in welchem Maß die Bemühungen Romanisch-Bündens wirklich spracherhaltend sein können, ist hier nicht der Ort, zu untersuchen. Und auch im entferntesten soll nicht beargwöhnt werden, daß sich die Bestrebungen der Lia Rumantscha naturgemäß gegen das Überhandnehmen der deutschen Sprache in den romanischen Bezirken wendet. Darin kann beileibe kein Affront erblickt werden. Gegenteils, jeder Vernünftige wird die These anerkennen, daß der Romane Romane bleiben soll. Und zur Kultur des Romanen gehört gewiß vornehmlich seine Muttersprache.

Aber ein Hinweis muß bei dieser Gelegenheit doch erneut gemacht, laut und deutlich wiederholt werden: auch Deutsch-Bünden hat seine schweren kulturellen, ja sogar seine sprachlichen Sorgen. Das darf nicht verkannt, sondern muß immer wieder erneut betont werden. Man beachte, was Martin Schmid schon vor vielen Jahren, am eindrücklichsten in seiner kleinen Monographie «Die kulturpolitische Lage Graubündens», über die kulturellen Sorgen Deutsch-Bündens geschrieben hat. Es soll hier nichts daraus zitiert werden, jeder Interessent kann es selbst nachlesen. Nur eines sei betont: auch das Sprachgut Deutsch-Bündens, nicht zuletzt seine zum Teil eigenwüchsigen Dialekte, sollten ganz anders gepflegt werden können, als dies heute geschieht. Das Volk denkt und lebt in der Sprache seiner Mundart, ist mit dieser kulturell verhaftet. Damit aber sollte Deutsch-Bünden vermehrt die Pflege des Dialektes beachten. Und vermehrt sollte sich in Deutsch-Bünden kulturelles Streben zeigen. Das kann aber in unsern Verhältnissen nicht mehr ohne Förderung geschehen. Vorhandene Talente verblühen, wenn ihnen die Entfaltung oder das Echo versagt bleibt. Mundartliche und schriftdeutsche Erzählungen, Theaterstücke, Vortragsveranstaltungen, Heimatkurse über Geschichte, Brauchtum und dergleichen müßten vermehrt und vor allem systematisch gefördert werden. Geschieht dies nicht, ist eine zunehmende kulturelle Verarmung des deutschsprachigen Landesteiles zu befürchten, mindestens dort, wo nicht die erforderlichen kulturfördernden Impulse von anderer Seite her vorhanden sind.

Man darf insbesondere das eine nicht übersehen: die Entvölkerung unserer Täler stellt nicht nur ein volkswirtschaftliches Problem dar, sondern auch ein allgemein kulturelles. Wo die Bande der Gemeinschaft aufgelockert werden, da zeigen sich der Verfall und die Abwanderung leichter. Diese Gemeinschaft zu fördern und zu pflegen, bildet aber eine vornehmlich kulturelle Aufgabe, an der nicht nur Kirche und Schule arbeiten dürfen. Zu ihnen müssen weitere Kräfte stoßen. Die Pflege richtigen Kulturgutes in der Familie durch wertvollen Lesestoff (nicht nur durch das Anknipsen des Radios), die Organisation von kulturellen Veranstaltungen und dergleichen auch auf dem Lande, nicht bloß in den sogenannten Zentren, das und manches andere müßte vermehrt an die Hand genommen werden.

Romanisch-Bünden hat mit den weitgehenden staatlichen Unterstützungen für die Pflege seines Kulturgutes Kräfte geweckt, die in Deutsch-Bünden noch weitgehend brach liegen. Hierin müßte ein allmähliches Aufwachen erfolgen, sollte zur bedachten Aktion geschritten werden. Aber von welcher Seite her und wie? Eine sogenannte «kulturelle Vereinigung» ließ sich vor kurzen Jahren vernehmen; sie mag richtige Ziele anstreben. Aber vielleicht brauchte es nicht einmal eine Sonderorganisation. Es ließe sich etwa gut denken, daß eine «gemeinnützige Gesellschaft», deren ursprüngliche soziale Bestrebungen heute doch weitgehend erfüllt sind, sich mit dem ganzen Gewicht ihres Ansehens dieser zusätzlichen kulturellen Aufgabe, die doch wohl auch als gemeinnützig angesehen werden darf, unterziehen würde unter Beizug zusätzlicher Kräfte.

Erforderlich sind sodann auch für diese Pflege des Kulturgutes Deutsch-Bündens vermehrte Mittel und namentlich deren richtige Einsetzung. Martin Schmid hat der Schaffung eines Kulturfonds das Wort geredet, um die vorhandenen und neuen Gelder wirklich richtig zu verwenden.

Das und noch vieles müßte zur Diskussion gestellt und vor allem getan werden für Deutsch-Bünden. Und zwar — wir wiederholen: beileibe nicht als Abwehr gegen das Romanentum, sondern um den Dreiklang des bündnerischen Sprach- und Kulturgutes möglichst harmonisch zu gestalten. Die Stimme des deutsch-bündnerischen Glöckchens sollte so hell und klar erklingen wie das seiner Schwestern. Was in dieser Richtung für Deutsch-Bünden geschieht, wird deshalb Gesamtbünden zum Segen werden.

Peter Metz, Chur

Als ungarischer Pfarrer im Oberland*

. . . Da ich in den letzten 2000 Jahren der *erste* ungarische Pfarrer im Oberland bin, ist meine Lage begreiflicherweise sehr heikel. Ich muß acht geben. Ich muß aufpassen. Ich muß bescheiden sein. Ich darf nicht zu viel reden. Aber ich darf auch nicht schweigen. Ich muß höflich sein. Ich darf mich nicht in die inneren Fragen der Bevölkerung einmischen. Doch ich muß alle Probleme und alle Familien in meinen Gemeinden kennen . . .

Das alles haben mir gute und gutwillige Schweizer als Rat mitgeteilt, noch bevor ich die Kirchgemeinden Castrisch-Riein als Provisor übernahm. Freilich war ich furchtbar erschrocken!

Die Verantwortung ist groß, und wenn ich einen Fehler mache, dann wird man durch mich das ganze Ungartum, das ganze Ungarvolk beurteilen: «Na ja, so sind diese Ungarn!» Denn ein Pfarrer lebt immer in einem Scheinwerferlicht, nicht nur, wenn er auf der Kanzel steht — dort am wenig-

* Der Verfasser versah, als er die nachfolgenden Zeilen schrieb, als evangelischer Pfarrer die Kirchgemeinde Castrisch. Inzwischen wurde er nach Splügen berufen.

sten —, sondern auf der Straße, in Gesellschaft, in der Schule, also überall, wo Menschen sind ..., und wo sind keine?

Und noch dazu: Es ist mir klar, daß es einen guten Pfarrer überhaupt nicht gibt. Nehmen wir nur die Predigt. Wenn sie zu lang ist, dann «schläft man ein». Wenn sie aber zu kurz ist, dann «hat er nichts zu sagen!». Wenn sie zu wissenschaftlich ist, dann «versteht man kein Wort davon». Aber wenn sie einfach und klar ist, dann sagt man: «So eine Predigt könnte ein jeder halten ..., sogar der Mesner!»

Also es ist nicht so einfach. Und noch dazu muß ich als Ungar für romanische Gemeinden deutsch sprechen. Man hat einmal die eigenen Sprachschwierigkeiten. Aber man muß auch mit den Sprachschwierigkeiten der Gemeinde rechnen. Denn, wie ich festgestellt habe, nicht alle verstehen alles, besonders die ältere Generation nicht. Ich habe da eine Anekdote gehört von einem Kirchgemeindemitglied, das seinem neuen Pfarrer zum erstenmal zugehört hat. Als der Mann nach Hause kam, fragte seine Frau:

«Na, und wie spricht der neue Pfarrer?»

«Wunderschön» — war die Antwort — «wunderschön!»

«Und wie sprach er, deutsch oder romanisch?»

«Das weiß ich halt nicht,» lautete die Antwort.

Ich wollte auf keinen Fall mich einer solchen Beurteilung aussetzen; also es gab, besonders am Anfang, viele Nächte, wo ich mir den Kopf zerbrach: was und wie soll ich am Sonntag predigen? Damit man wenigstens soviel weiß, in welcher Sprache ich spreche ...

*

Das ist meine Seite.

Aber es gibt auch eine andere: die Seite der Gemeinden.

Ich weiß nicht, wer von uns beiden mehr Hemmungen gehabt hat. Wahrscheinlich die Gemeinde. Denn daß sie in der Kirche beim ersten Gottesdienst beim Singen ihren Mund nicht öffnen wollten, das verstehe ich noch. Aber als ich zum erstenmal in die Gemeindewirtschaft eingetreten bin, wurden meine lieben Castrischer alle stumm — eine halbe Stunde lang. Und ich sprach und sprach und sprach — alles mögliche durcheinander, damit wir vom seelischen Frost, der uns trennte, nicht erfrieren sollten.

Nach einer Stunde sagte der eine zum andern (freilich romanisch, damit ich es nicht verstehen soll):

«Der ist ja doch auch ein Mensch!»

Ich glaube, dies war der Moment, wo meine Gemeinde mich anerkannt hat.

Davon hatten sie freilich keine Ahnung, daß ich — mit der Hilfe meiner rumänisch-französisch-lateinischen Sprachkenntnisse — jedes Wort verstand.

Und ich habe angefangen zu lachen — und sie wußten nicht, warum.

Denn in diesem Augenblick fiel mir eine alte ungarische Anekdote ein, die zu dieser Situation sehr gut paßte.

Die Anekdote lautet folgendermaßen:

... Zwei ziemlich alte ungarische Bauern, die noch nie in ihrem Leben eine Großstadt gesehen haben, fahren einmal in einer Rechtssache nach Budapest. Freilich, diese in ihren Augen unheimlich große Millionenstadt hat für sie tausend Wunder, die sie alle bestaunten: Paläste, Brücken, elektrische Bahn, Kinos, Theater, Museen, Ausstellungen usw. Und da sie schon die lange und teure Reise gemacht haben, wollen sie alles sehen. Zuletzt kommen sie noch in den Zoo. Welch ein Wunder! Wie viele Tiere! Die guten Bauern bewundern die riesigen Elefanten, die Kamele, die Nilpferde (so dicke Schweine möchten sie haben!), die Löwen und Tiger, die Schlangen und Krokodile, die Affen und Eisbären, die Tausende von Vögeln, die Hyänen und Zebras ... was für märchenhafte Tiere! Dann, endlich, kommen sie zum Käfig der Giraffen. Sie staunen, staunen ... Ihr Mund öffnet sich, aber sie sagen minutenlang kein Wort. Zuletzt sagt der eine zum anderen: «Du! Mir können sie erzählen, was sie wollen, aber solche Tiere gibt's nicht!»

*

Im Oberland fühlte ich mich auch in den ersten Wochen ein bißchen wie eine Giraffe, bis meine guten Castrischer festgestellt haben, daß ich auch ein Mensch sei.

Und seither — bin ich auch einer!

Dánér Lajos, Splügen